



Fotos: Grzegorz Galacki/Archivio Grzegorz Galacki/Mondadori Portfolio, Ediciones Dabar

Im Sommer berief Papst Franziskus den 61-jährigen Kardinal Fernández zum Chefdogmatiker. Die beiden kennen sich schon lange aus Argentinien

Liebe, Sex und Frömmigkeit

Der neue Glaubenswächter des Papstes, Víctor Manuel Fernández, wird angefeindet, weil er die Segnung homosexueller Paare erlaubt. Nun ist ein Buch von ihm aufgetaucht, in dem er sich detailliert mit Orgasmen befasst. Wie die Diskussion geführt wird – und was der Kardinal tatsächlich geschrieben hat VON CHRISTINA FLEISCHMANN

Wäre es irgendein Kardinal, würde sich wahrscheinlich niemand für dieses Buch interessieren. Aber es ist nicht irgendeiner. Víctor Manuel Fernández ist in Rom Chef des Dikasteriums für die Glaubenslehre, also dafür verantwortlich, was gelehrt werden soll in der katholischen Kirche. Er ist enger Vertrauter von Papst Franziskus, der hat ihn im letzten Jahr von Argentinien nach Rom berufen und zum obersten Glaubenshüter ernannt. Mitte Dezember hat Fernández mit dem Papier »Fiducia supplicans« die Segnung gleichgeschlechtlicher Paare unter bestimmten Voraussetzungen ermöglicht und für ein Beben in der Kirche gesorgt, das noch immer anhält. Das ist die Vorgeschichte. Und dann taucht dieses Buch auf.

»Die mystische Leidenschaft. Spiritualität und Sinnlichkeit« heißt es, und Fernández' Kritiker sehen es als endgültigen Beweis für seine Fehlbesetzung. Es sei skandalös und blasphemisch, rufen die Konservativen in der Kirche, die den 25 Jahre alten Text aus den Tiefen der sitzamen Vergessenheit hervorgeholt haben, um sich darüber fassungslos zu zeigen. Manche bezeichnen ihn gar als pornografisch. Was steht da nur drin?

Das Buch, 1998 im mexikanischen Verlag Ediciones Dabar erschienen, ist auf Spanisch geschrieben. Exemplare sind rar, denn kurz nach der Veröffentlichung ließ Fernández die weitere Herausgabe stoppen. Aus Angst, es könnte fehlinterpretiert werden, wie er kürzlich dem US-Portal Crux sagte. Deshalb missfalle ihm auch, dass es nun gegen seinen Willen verbreitet werde. Tatsächlich muss man im Internet nicht lange suchen, um eine eingescannte Kopie des Buchs zu finden.

Nach den ersten 64 Seiten erreicht man den umstrittenen Teil, die letzten drei Kapitel, sie heißen: »Männlicher und weiblicher Orgasmus«, »Der Weg zum Orgasmus« und »Gott im Orgas-

mus des Paares«. Es ist dieses letzte Drittel, an dem sich konservative Kreise besonders stören. Überraschend ist das nicht, es geht darin um Sex, um die Lust als Geschenk Gottes und eben: um den Orgasmus.

Aber von Anfang an. Zunächst einmal schaut sich Fernández in der Kirchengeschichte nach spirituellen Gotteserfahrungen um. Er zitiert zahlreiche Mystiker wie Johannes vom Kreuz oder Teresa von Ávila, die durchaus lustvoll von ihren Offenbarungserlebnissen berichteten. Sie waren auf der Suche nach einer Vereinigung mit Gott. Die selige Angela von Foligno etwa erinnerte: »Die Freude und die Süße, die Gott mich spüren ließ, waren so groß, dass ich sie nicht zu ermessen vermag, vor allem, als er zu mir sagte: »Ich bin der Heilige Geist, der in dich eindringt.«

An Details fehlt es auch nicht bei Fernández' eigenen Ausführungen, mit denen er an die Tradition der Mystiker anknüpfen möchte. Ausschweifend beschreibt er mit seinen »dürftigen Worten« auf vier Seiten eine »leidenschaftliche Begegnung mit Jesus«, die eine 16-Jährige ihm erzählt habe. »Ich streichle dein Gesicht, Jesus, und ich erreiche deinen Mund. (...) Ich streichle deine Lippen, und in einem noch nie erlebten Moment der Zärtlichkeit erlaubst du mir, sie sanft zu küssen. (...) Dann streichle ich deine zarten Beine, die mir wie perfekt geformte Säulen erscheinen, voller Kraft und Vitalität.«

In welchem Rahmen die Jugendliche Fernández ihre erotische Fantasie anvertraut hat, geht aus dem Buch nicht hervor. Als es Ende der Neunzigerjahre erschien, war er als Pfarrer und Seelsorger in einer argentinischen Kirchengemeinde tätig. Dass ein Priester ein solch intimes Erlebnis einer Minderjährigen in dieser Explizitheit ausführt, wirkt irritierend und völlig unangemessen. Noch mehr vor dem Hintergrund unzähliger Missbrauchsfälle in der katholischen Kirche, die in den vergangenen Jahren enthüllt wurden. Zwangsläufig liest man Fernández' Buch auch in diesem Kontext.

Ihm selbst wird Fehlverhalten als argentinischer Erzbischof vorgeworfen: Die Antimissbrauchsorganisation BishopAccountability.org legt ihm zur Last, einen Priester geschützt zu haben, der des sexuellen Missbrauchs an Kindern beschuldigt wurde. Kurz nachdem ein Haftbefehl gegen ihn erlassen wurde, nahm der Mann sich 2019 das Leben. »Ich habe damals so gehandelt, wie man es zu dieser Zeit tat«, sagte Fernández vergangenen Sommer in einem Interview mit dem kirchlichen Nachrichtenportal katholisch.de. Mittlerweile gebe es in der Kirche andere Vorgaben, wie man in solchen Fällen vorgehe. »Sagt man mir heute, dass mein Handeln nicht ausreichend war, stimme ich zu.« Missbrauchsbedingte forderten Fernández' Rücktritt.

Es überrascht, wie deutlich Kardinal Fernández die Dinge beim Namen nannte

Ultrakonservative in der Kirche sehen nun eine neue Gelegenheit, ihn loszuwerden. Der italienische Kirchen-Blog »Messa in latino«, der das Buch wieder ausgegraben hat, bezeichnet es als »so beschämend, dass man aufpassen muss, die Schwachen nicht zu schockieren«. Er will in Fernández' Ausführungen einen »katholischen Tantrismus« erahnen und wirft dem Autor vor, er reduziere mystische Erfahrungen auf den Orgasmus.

Tatsächlich dreht sich in dem Buch viel um den Moment der Ekstase. Doch indem er den Akt explizit beschreibt, holt der Autor die Sexualität aus der spirituellen Verklärtheit auf eine körperlich-irdische Ebene, die von der katholischen Kirche bei diesem Thema am liebsten ignoriert wird. Fernández bezeichnet den Orgasmus als einen »Vorgeschmack auf das wunderbare Fest der Liebe, das der Himmel ist.«

Auf das Körperliche geht Fernández noch näher ein. Genau genommen darauf, was die Unterschiede zwischen dem männlichen und dem weiblichen Orgasmus seien. Die Rollenbilder und der sexuelle Akt sind dabei oft so klischeehaft dargestellt, dass man beim Lesen nicht weiß, ob man es befremdlich oder schon unterhaltsam finden soll. Etwa diese Stelle: »Im Moment des Orgasmus stößt er normalerweise aggressive Grunzlaute aus, sie ein kindliches Stammeln oder Seufzer.«

Gleichzeitig überrascht zwischen all den Stereotypen, wie deutlich Fernández die Dinge beim Namen nennt. Manchmal könnte man fast vergessen, wer da eigentlich schreibt: ein Vertreter der katholischen Kirche. »Normalerweise empfindet die Frau, mehr als der Mann, Sex ohne Liebe als sehr unbefriedigend und braucht die richtigen Bedingungen, um sich sexuell erregt zu fühlen«, schreibt Fernández, um dann anzuführen: »Das bedeutet jedoch nicht, dass sie sich durch harte Pornografie weniger erregt fühlt, sondern vielmehr, dass sie diese weniger genießt und schätzt und dass diese, in einigen Fällen, Angst in ihr hervorruft.«

Fernández beschreibt sodann den Weg zum Höhepunkt: »Sie genießt Zärtlichkeiten und Küsse mehr und braucht es, dass der Mann ein wenig spielt, bevor er in sie eindringt. Aber er ist, kurz gesagt, mehr an der Vagina als an der Klitoris interessiert.« Weiter führt er aus: »Wenn der Mann zum Höhepunkt kommt, sinkt sein Interesse an ihr rapide, er ist erschöpft, während sie ihn mehr denn je braucht.« Die Frau sei nach dem Orgasmus »für gewöhnlich unersättlich«.

Die Beschreibungen wirken, ein Vierteljahrhundert nach Erscheinen des Buches umso mehr, wie aus der Zeit gefallen. Sie folgen einer stark vereinfachten Schulbuchlogik: Der Mann funktioniert so, die Frau so. Dass es ein wenig komplexer ist, sieht dann auch der Autor.

»Wir sollten nicht vergessen, dass es auf hormoneller und psychologischer Ebene weder ein reines Männchen noch ein reines Weibchen gibt«, schreibt er. Es sei »zu überdenken, was wir als männlich bezeichnen«. Im Orgasmus, so führt er Bezug nehmend auf wissenschaftliche Erkenntnisse weiter aus, scheinen die Unterschiede zwischen dem Weiblichen und dem Männlichen zu verschwinden. In der (göttlichen) Ekstase seien beide Empfangende, auch der Mann.

Manche Sätze des Geistlichen klingen wie eine Ermunterung. Die sexuelle Lust, so schreibt Fernández, sei von Gott für das Glück des Menschen geschaffen worden. Und: Gott könne anwesend sein, wenn zwei Menschen zum Orgasmus kommen.

Der Höhepunkt werde dann zum »erhabenen Akt der göttlichen Anbetung«. Fazit: Gott möchte, dass der Mensch Sex hat. Na ja, fast. Denn natürlich ist hier nur die Konstellation Mann/Frau gemeint, verheiratet, monogam, sich liebend.

Fernández schrieb dieses Buch mit 35 Jahren. Damals war er schon zwölf Jahre Priester, der somit unter dem Zölibat lebte. Wenige Jahre vor dem Buch über den Orgasmus hatte er bereits eines über das Küssen geschrieben. Es beginnt mit den Worten: »Ich möchte klarstellen, dass ich dieses Buch nicht so sehr aus



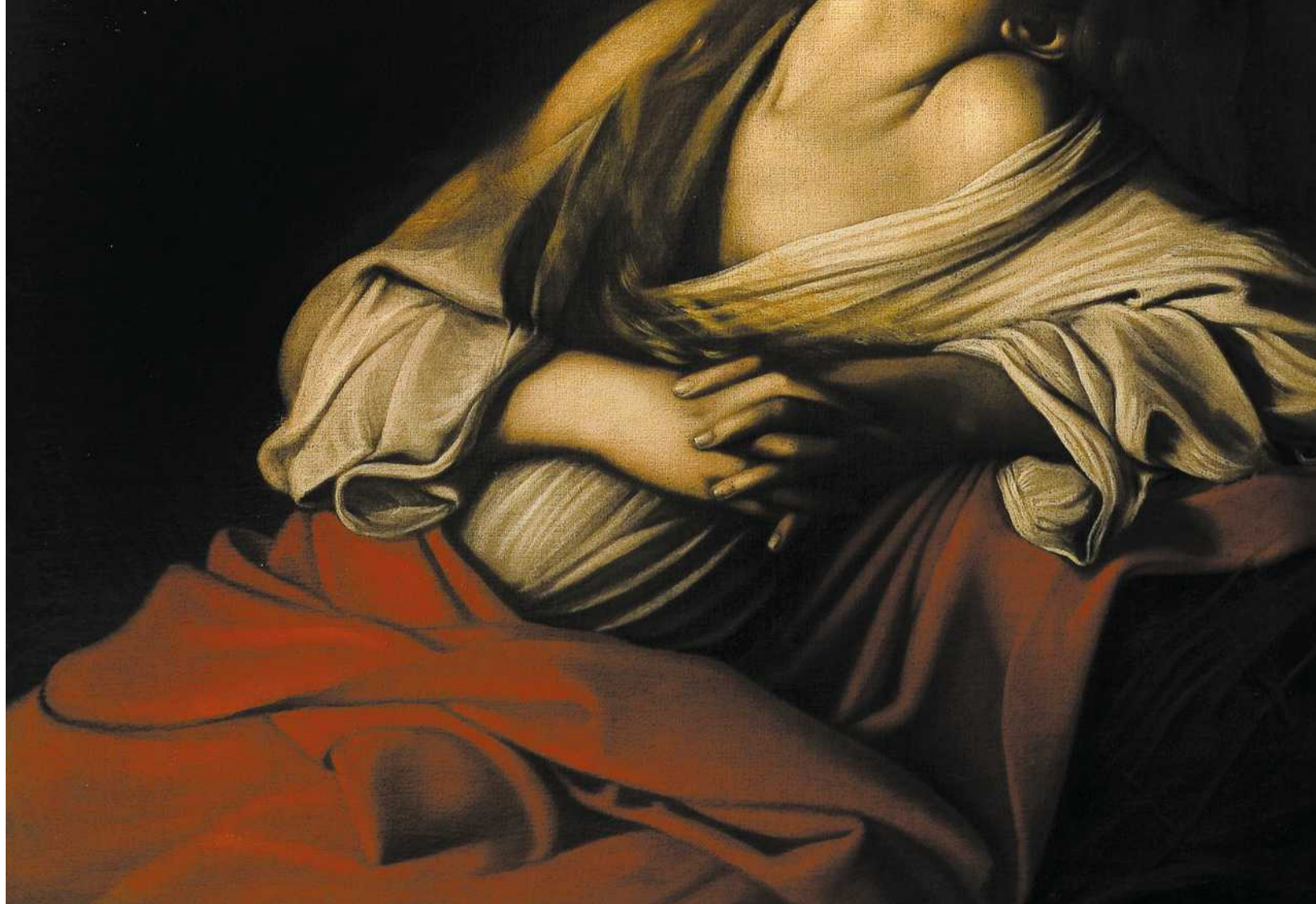
1998 ist das Buch »Die mystische Leidenschaft« erschienen, Fernández ließ den Verkauf kurz darauf stoppen

Fortsetzung auf Seite 2

Wie Rom mit der Erotik rang

400 nach Christus verdammt die heilige Augustinus die Lust. Aber verboten ist nicht vergessen. Die Kirche suchte sich andere Wege, über Sexualität zu sprechen

VON CHRISTINA RIETZ



Eine Legende besagt, dass Maria Magdalena nach Christi Tod in einer Höhle lebte. Siebenmal am Tag sollen Engel sie von dort in die Gegenwart Gottes entrückt haben. Das Gemälde mit dem Vereinigungserlebnis, »Maria Magdalena in Ekstase«, wird Caravaggio zugeschrieben

Das die katholische Kirche kein Verhältnis zur Sexualität habe, ist ein Trugschluss. Sie ist seit Jahrhunderten obsessiv von ihr ergriffen. Sie will sie regeln, wegmachen, leugnen – und wo das alles nicht funktioniert, will sie sie verklären. Das betrifft prinzipiell alle Katholiken, die sich nicht in dem engen Korridor bewegen, den der Vatikan erlaubt, und erlaubt ist: Sexualität zwischen gültig verheirateten Ehepaaren ohne den Einsatz von modernen Kontrazeptiva. Friedrich Nietzsche hat die Lage in seiner Schrift »Jenseits von Gut und Böse« im Jahr 1886 so zusammengefasst: »Das Christentum gab dem Eros Gift zu trinken – er starb zwar nicht daran, aber entartete, zum Laster.«

Das vor allem nicht die eigenen Kleriker dieser Lehre zu folgen vermochten, dass sie sie vielmehr in ihr missbräuchliches Gegenteil pervertiert haben, schwingt immer mit, wenn man in einem katholischen Rahmen über Sexualität spricht. In diese schwierige Lage ist erst eins, dann ein zweites Buch aus den Neunzigerjahren des Kardinals Víctor Manuel Fernández eingeschlagen, Chef des Dikasteriums für die Glaubenslehre, eine römische Behörde, die im Dezember mit der progressiven Segenserlaubnis für Homosexuelle von sich reden machte. In dem expliziteren Werk von beiden geht es um

ehelichen Geschlechtsverkehr, um Anatomie und Orgasmen.

Konservative Geistliche wollen den Kardinal mit den Schriften bloßstellen und zeigen: Er hatte immer schon ein seltsam liberales Verhältnis zur Sexualität, da wundert es nicht, dass er jetzt Homosexuelle segnen lässt! Es stimmt, in dem Werk »Die mystische Leidenschaft. Spiritualität und Sinnlichkeit« schreibt Fernández eine Art spirituellen Erotikratgeber. Das mag ungenau und peinlich sein, ist aber erst einmal nicht verwerflich. Man kann das Büchlein mit etwas gutem Willen sogar als eine Art Enttabuisierung deuten, als den Versuch, das Schweigen kirchenseits mal zu brechen.

Doch gibt es ein Kapitel, das höchst problematisch ist. Darin zitiert Fernández das erotische Erlebnis einer Sechzehnjährigen, das sie dem damaligen Jugendpfarrer erzählt haben soll. Ob das so war und ob sie ihm die Erlaubnis zur Veröffentlichung gegeben hat, weiß niemand – ein Problem für den Priester, der sich dann übergreifig verhalten hätte. Einweilen schweigt Fernández zu solchen Fragen.

Die Jugendliche stellt sich eine Begegnung mit Jesus am Strand vor: »Ich streichle deine Hände, Herr, ich verschlinge deine Finger mit meinen, ich spüre die Wärme und die Sanftheit deiner Haut. Ich streichle deine Fingerspitzen, während ich die heiligste Wunde betrachte, die du in deiner Handfläche hältst. Ich küsse diese Wunde, Herr, und so

liebe ich dich.« Die Vorstellung von Christus als erotischem Objekt ist schon ungewohnt, aber verstörend ist der Auftritt der Jungfrau Maria in einer nächsten Szene dieses Tagtraums. Wie in einer Pietà-Darstellung liegt Christus auf dem Schoß seiner Mutter, dann kommt das Mädchen hinzu und wird von Maria zum Handeln aufgefordert. Folgt da ein Priester schreibend seiner eigenen unterdrückten Sexualität?

Das lässt sich schlechterdings nicht recherchieren, aber in die Kirchengeschichte einordnen lässt sich der Text schon. Fernández versucht, anhand dieser Episode zu zeigen, dass die Liebe zwischen Menschen ihr Vorbild in der Liebe zu Gott hat. Ein Problembewusstsein dafür, dass er mit dem erotischen Erwachen eines Teenagers hausieren geht, scheint der Pfarrer zum Schreibzeitpunkt nicht gehabt zu haben. Fernández hat sein Buch »Die mystische Leidenschaft« genannt, und der Titel ist der Schlüssel zum Verständnis, gleichzeitig stellt sich der Autor damit in eine sehr lange Reihe aus Geistlichen, Dichtern, Komponisten, Theologen und auch Heiligen.

Um nachvollziehen zu können, was mit dem Titel gemeint ist, kann man zurückgehen bis zu den Wurzeln des Erotischen im Christentum und

damit bis nach Palästina, ins dritte vorchristliche Jahrhundert. Vermutlich in dieser Zeit stellt ein unbekannter Dichter eines der wichtigsten Werke der Weltliteratur zusammen, das Hohelied, dessen Wurzeln noch weiter in der Zeit zurückreichen und das in anderen Sprachen zu Recht einfach »Lied der Lieder« heißt. Das Hohelied ist die Urszene dessen, was später einmal die Mystik, eine Art Sakralerotik, werden sollte.

Der Gesang, heute im Alten Testament zu finden, klingt so: »Mein Geliebter ruht wie ein Beutel mit Myrrhe/ an meiner Brust./ Eine Hennablüte ist mein Geliebter mit/ aus den Weinbergen von Engedi./ Schön bist du, meine Freundin,/ ja, du bist schön./ Zwei Tauben sind deine Augen./ Schön bist du, mein Geliebter, verlockend./ Frisches Grün ist unser Lager,/ Zedern sind die Balken unseres Hauses./ Zypressen die Wände./ Ein Apfelbaum unter Waldbäumen/ ist mein Geliebter unter den Burschen. In seinem Schatten begehre ich zu sitzen./ Wie süß schmeckt seine Frucht meinem Gaumen!«

Das Hohelied ist enorm sinnlich, jedoch niemals geschmacklos. Es ist explizit, aber nicht billig. Der Gesang duftet durch das dünne Bibelpapier hindurch, auf dem er abgedruckt ist. Er beschwört die nervöse Gespanntheit zweier Liebender herauf, die einander hin und wieder entbehren müssen, das aber nur schwer ertragen können. Was gewesen ist, soll bitte in der Zukunft wieder sein, aber noch lieber hätte man eine immerwährende Gegenwart. Das Gedicht gehört, wenn man es mit philologischem Blick betrachtet, zur erotischen Literatur, beschäftigt sich folglich mit dem Eros, also mit der begehrenden Liebe, und es ist in diesem Genre nur schwer zu übertreffen. Die Christen schätzten seinen sehnsüchtigen Charakter auch, aber anders.

Für alle Zeiten hat der heilige Augustinus, Bischof von Hippo und einer der Lieblingsheiligen von Joseph Ratzinger, die Sexualmoral der Kirche belastet. In seinen autobiografischen Bekenntnissen (»Confessiones«) schreibt er Ende des vierten nachchristlichen Jahrhunderts von dem Liebesverhältnis zu einer Frau. Augustinus machte vor seiner Hinwendung zum Christentum eine universelle Erfahrung: dass sich Begehren nicht steuern lässt, nicht kontrollieren, dass es den freien Willen gefangen nimmt. Für solche Abenteuer erschien ihm später ein Christ zu nobel und gleichzeitig zu verführbar. Sexualität ist für Augustinus eine fundamentale Gefahr, die das Seelenheil wegreißen kann. Deshalb verbietet er sie. In der Ehe wird sie geduldet, unter Auflagen. Wirklich begrüßt wird sie da aber auch nicht. Bis heute ist der katholischen Kirche, wenn sie ehrlich zu ihrer augustianischen Tradition steht, deshalb eine Jungfrau lieber als eine Mutter.

Erotische Literatur durfte es dieser Lehre zufolge nicht geben. Nun hatte man aber das Hohelied in der Schublade liegen, als die Bibel kanonisiert wurde. Das Alte Testament haben die Christen von ihren jüdischen Geschwistern übernommen, und schon bei den Juden erhält das Hohelied eine übertragene Bedeutung: Es ist nicht mehr nur Liebesgesang, sondern soll die Hochzeit Gottes mit seinem auserwählten Volk beschreiben. Dieser Gedanke kam den Jesuanhängern entgegen, und so haben sie ihn eingemeindet, haben das Hohelied als Werben Christi um seine Braut, die Kirche, interpretiert.

Auf diesem Ticket ist seither jegliche erotische Literatur in der Kirche unterwegs. Auf die Spitze getrieben haben die Hochzeitsidee die Mystiker des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, an die Kardinal Fernández sein Buch schon des Titels wegen anbindet. Die Mystiker begehren die Vereinigung der einzelnen gläubigen Seele mit Gott, beziehungsweise mit Jesus. Das liest sich dann so:

»O Nacht, die mich beglückte,/ Wie lieb ich dich ob Morgenrotes Scheine!/ Dein Dunkel ja mich führte/ Zum seligsten Vereine./ Wo ich, in ihn gewandelt,/ Ward die seine!/ An meinem blühenden Busen,/ Den unversehrt ich stets für ihn bewachte./ Sank er in sanften Schlummer/ Indes ich für ihn wachte/ Und mit dem Zederzweig ihm Kühlung fachte./ Und als Aurorens Atem/ Sein lockig Haar begann umherzuspreiten./ Ließ sanft um meinen Nacken/ Er seine Rechte gleiten./ Mir schwanden alle Sinn' in Seligkeiten/ Von heiliger Wonne trunken./ Durft ich mein Haupt auf den Geliebten lehnen./ Die Welt war mir entsunken./ Gestillet all mein Sehnen./ Begraben unter Lilien, Harm und Tränen.«

Das schreibt in »Die dunkle Nacht der Seele« der heilige Johannes vom Kreuz (1542–1591), ein spanischer Karmelit, nachdem er von seinem eigenen Orden in den Kerker geworfen worden war. Ähnlich klingt der »seligste Verein« bei Teresa von Ávila oder, noch deutlicher, bei Mechthild von

Magdeburg (1207–1282): »Er durchküstet sie mit seinem göttlichen Munde/ Wohl dir, ja mehr als wohl, ob der überherrlichen Stunde/ Er liebt sie mit aller Macht auf dem Lager der Minne/ Und sie kommt in die höchste Wonne/ Und in das innigste Weh/ Wird sie seiner recht inne.«

Was das Mädchen in Kardinal Fernández' Buch über seinen christlichen Tagtraum berichtet, gleicht doch in der Thematik den Schilderungen der als bedeutend anerkannten mystischen Dichter. Jedenfalls scheint die Vereinigung mit Christus, die Unio mystica, alle irdischen Höhepunkte in den Schatten zu stellen. Nur auf diese Art kann in der Kirche von derartigen Dingen gesprochen werden; man bedient sich der andeutungsreichen Sprache der Welt, tut aber so, als meinte man etwas Körperloses. In der Psychoanalyse nennt man so einen Vorgang Sublimierung: Begehren wird hier veredelt, wird in Gottesliebe verwandelt und damit ja irgendwie tugendhaft. In den letzten Jahren ist deutlich geworden, dass diese Sublimierung beim Missbrauch durch Kleriker instrumentalisiert worden ist, indem man den Opfern erklärte, die sexuelle Tat sei so eine Art höherer Gottesdienst.

Im 18. Jahrhundert befreite der Stürmer und Dränger Johann Gottfried Herder das Hohelied aus dem Bedeutungskloster der Religionen und bezeichnete es schlicht als Liebeslyrik. Ein paar Jahrzehnte vorher haben protestantische Dichter, unter ihnen der berühmte Paul Gerhardt, ihrerseits mystische Vereinigungsfantasien vorgelegt, die alle in der Tradition des Hohelieds stehen. Veront hat sie zuvörderst Johann Sebastian Bach. In der Kantate »Wachet auf, ruft uns die Stimme« geht es um die Herbeiführung der Verschmelzung Seele–Christus. Hört man das ungemine schmachtende Duett zwischen Sopran und Bass – »Wann kommst du, mein Heil?« – »Ich komme, dein Teil.« – »Ich warte mit brennendem Öle«, dessen Spannung noch durch eine sehnsüchtig seufzende Geige gesteigert wird, vergisst man doch glatt, dass hier nicht zwei Menschen einander entgegengeben, sondern, na ja, abstraktere Einheiten.

Von der Idee, dass das Einswerden mit Christus der höchste Status sei, den ein Gläubiger erreichen könne, ist man kirchenseits wirklich besessen. Selbst das katholische Eucharistieverständnis entspricht einer Inkorporierung Christi. Nonnen und geweihte Jungfrauen werden symbolisch Jesus anverlobt. Der Legende zufolge geschah selbiges auch mit der heiligen Katharina von Alexandrien, so manches Gemälde zeigt Katharina, wie ihr vom Jesus-Säugling der Ehering gereicht wird. Das nimmt sich im Jahr 2024 so seltsam aus wie die Teenagerschilderungen des Kardinals, für die es zwar viele, viele Vorbilder in der Kirchengeschichte gibt, die man aber nicht mess lesen kann, ohne an den sexualisierten Machtmissbrauch durch katholische Priester zu denken.

Der Chef von Víctor Manuel Fernández, Papst Franziskus, ist seinem obersten Glaubenshüter vor ein paar Tagen zu Hilfe geeilt. Er erklärte, Sexualität sei ein Geschenk Gottes, schränkte seine Aussage aber in viele Richtungen ein.

Auch Franziskus' Vorgänger Benedikt hat sich zu Beginn seines Pontifikats mit der Liebe beschäftigt, in seiner ersten Enzyklika »Deus caritas est« (»Gott ist die Liebe«). Weil Joseph Ratzinger intellektuell alles konnte, gelingt es ihm in dem eleganten Text zunächst, den Eros, diese »Übermächtigkeit der Vernunft«, von den Griechen ins Christentum herüberzureiten. Die Christen hätten keinesfalls die Zerstörung dieses Eros betrieben, wohl aber seine »Entstellung« bekämpft. Der »trunkene Eros« stürze den Menschen ins Elend: »So wird sichtbar, dass Eros der Zucht, der Reinigung bedarf«, schreibt Benedikt. »Reinigungen und Reifungen sind nötig, die auch über die Strafe des Verzichts führen. Das ist nicht Absage an den Eros, nicht seine Vergiftung, sondern seine Heilung zu seiner wirklichen Größe hin.« Auf das Hohelied kommt der Papst natürlich auch zu sprechen, er schreibt aber, dort könne man die »Liebe zum Verzicht« finden. Wo genau diese im Gesang der Gesänge auftaucht, sagt Benedikt aber nicht, er behauptet es von Amts wegen.

Und so taumelt das katholische Sexualitätsverständnis zwischen Leugnung und Verklärung hin und her. Die Kirche traut dem Menschen in dieser und in anderen Hinsichten schlicht nicht zu, seine Freiheit in Verantwortung zu gebrauchen, das ist das radikal Unmoderne und unangenehm Bevormundende an ihr. Da wäre ein Kardinal, der softpornografisch unterwegs ist, eigentlich kein so schlechter Witz – wenn sein Buch nicht gleichzeitig ein Dokument dessen wäre, wie man mit Minderjährigen in der Kirche nicht umgehen darf.

Heute würde er nicht mehr so schreiben, sagt Fernández

Fortsetzung von Seite 1

meiner eigenen Erfahrung schreibe, sondern aus dem Leben von Menschen, die küssen.« Auch »Die mystische Leidenschaft« sei nach Gesprächen mit jungen Paaren entstanden, »die die spirituelle Bedeutung ihrer Beziehungen besser verstehen wollten«, erklärte er vor Kurzem. Für sie sei das Buch gedacht gewesen. Heute würde er es so nicht mehr schreiben.

Schon andere vor Fernández haben in der katholischen Kirche über Erotik und Sexualität geschrieben, etwa Hildegard von Bingen oder Papst Johannes Paul II. Nun hat der Argentinier aber keine theologische Schrift verfasst, sondern einen spirituellen Rater, der in knapp unter 100 Sei-

ten in verständlicher Sprache Glaubende in ihrem Alltag erreichen kann. Fernández thematisiert darin ein menschliches Bedürfnis, mit dem die katholische Kirche sonst einen verklemmten Umgang pflegt.

Auch das Thema Homosexualität schneidet Fernández im Buch an. Er bezeichnet sie, wie es seine Kirche bis heute tut, als Sünde. Doch von der göttlichen Liebe seien homosexuelle Menschen nicht ausgeschlossen. »Erinnern wir uns daran, dass die Gnade Gottes mit Schwächen und auch mit Sünden koexistieren kann, wenn es eine sehr starke Konditionierung gibt. In solchen Fällen kann die Person Dinge tun, die objektiv sündhaft sind, aber nicht schul-

dig sein und weder die Gnade Gottes noch die Erfahrung seiner Liebe verlieren.«

Schon hier lässt sich die Richtung herauslesen, die Fernández 25 Jahre später als oberster Glaubenshüter in seinem Segnungspapier »Fiducia supplicans« festschreiben wird. Denn aus seiner Feder stammt die Erklärung, die der Vatikan im Dezember überraschend veröffentlichte: Gleichgeschlechtliche Paare dürfen in der katholischen Kirche unter bestimmten Voraussetzungen gesegnet werden. Papst Franziskus begründete die Entscheidung später mit Worten, die denen von Fernández ähneln: »Wir segnen die Menschen, nicht die Sünde.«

Das muss man sich mal klarmachen: Jahrzehntlang hatten Traditionalisten den Posten des obersten Glaubenshüters inne: Joseph Ratzinger,

bevor er Papst wurde, der US-Amerikaner William Joseph Levada, Gerhard Ludwig Müller und zuletzt Luis Ladaria. Unter ihm wurde 2021 mit dem Dokument »Responsum ad dubium« noch deutlich gemacht, dass Segnungen queerer Paare ausgeschlossen sind. Nun folgt in dieser Reihe der als liberaler geltende Argentinier und legt nach zwei Monaten im Amt mit »Fiducia supplicans« hin, was vorher undenkbar war. Seine Gegner toben.

Schon nach seiner Ernennung zum Glaubenspräferen im Sommer hatten sie auf dieselbe Weise versucht, Fernández zu verhindern. Plötzlich wurde über sein Buch »Heile mich mit deinem Mund. Die Kunst des Küssens« diskutiert. Die Aufregung ebte wieder ab. Das Buch über Orgasmen geht vielen nun aber endgültig zu weit.

»Wir meinen, der Kirche einen nützlichen Dienst zu erweisen, indem wir veröffentlichen, wie derjenige denkt, der über die Lehre und den Glauben des Gottesvolkes wachen soll«, heißt es auf dem Blog »Messa in latino«. Nun, da ist Fernández ihnen zuvorgekommen. Er hatte den Papst bereits über das Buch informiert und darüber, dass es irgendwann gegen ihn verwendet werden könnte. »Sie warteten nur auf die richtige Gelegenheit«, sagte der Kardinal der spanischen Nachrichtenagentur EFE. Er sei wegen des Buches schon vor vielen Jahren angezeigt, aber in Rom nicht dafür sanktioniert worden. »Ich wurde bereits bis in die Haarspitzen untersucht.« Dass ein drittes Buch auftaucht, ist da wohl eher nicht zu erwarten.